

Eva Menasse, *Heimito von Doderer*. Deutscher Kunstverlag, Berlin – München 2016. 88 S., € 22,-.

Klaus Nüchtern, *Kontinent Doderer. Eine Durchquerung*. Beck, München 2016. 351 S., € 28,-.

Besprochen von **Rudolf Helmstetter**: Universität Erfurt, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Nordhäuser Straße 63, D-99089 Erfurt, E-Mail: rudolf.helmstetter@uni-erfurt.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2018-0089>

Buchpublikationen essayistischen Zuschnitts, die auf einen nicht zweifelsfrei etablierten Autor aufmerksam machen und sein Œuvre für ein größeres Publikum darstellen, nehmen eine nicht zu unterschätzende Funktionsstelle im Literatursystem ein und erbringen eine willkommene Vermittlungsleistung für die an Literatur interessierte gesellschaftliche Umwelt (die nicht unbedingt auch an Literaturwissenschaft interessiert ist); gerade nicht-wissenschaftliche Darstellungen tragen (auch weil sie nicht in Fachverlagen erscheinen) zur ‚Sichtbarkeit‘ von Texten und Autoren jenseits akademischer Domänen und Zugangsschwellen bei. Ob auch zur ‚Lesbarkeit‘ (oder ihrer Problematisierung), zu neuen Lektüren, zum literaturkritischen und -theoretischen Gespräch, ist eine andere Frage.

Der Eindruck, dass Heimito von Doderer (1896–1966) noch immer zu wenig bekannt ist oder dass man (das allgemeine literarische Bewusstsein) nicht so recht weiß, wie sein Romanwerk einzuschätzen ist, findet sich auch dadurch bestätigt, dass zu seinem 50. Todestag lediglich zwei Monographien erschienen sind, eine in Doderers ‚Hausverlag‘ C. H. Beck, die andere als ansprechend aufgemachtes, mit zahlreichen Fotografien versehenes Porträt im Format eines *coffee table book* mit einer „Zeittafel“ zu „Leben und Werk“ und einer „Kurzbeschreibung wichtiger Werke (in der Reihenfolge, in der sie die Autorin Doderer-ungeübten Lesern weniger emp-, als befiehlt [!])“ (S. 82; vgl. auch: „[W]er noch nie Doderer gelesen hat, beginne die Lektüre [...] mit [...] *Die Wasserfälle von Slunj*. Dies ist ein Befehl!“, S. 69).

Immerhin mag die Sichtbarkeit der beiden Autoren auch zur Sichtbarkeit des Gegenstandes beitragen – Klaus Nüchtern, langjähriger Literarchef der Wiener Wochenzeitung *Der Falter*, ist Träger des österreichischen Staatspreises für Literaturkritik; Eva Menasse eine erfolgreiche und vielbeachtete Schriftstellerin, ausgezeichnet unter anderem mit dem Heinrich-Böll-Preis und dem Jonathan-Swift-Preis. Beide Autoren haben also ein Stammpublikum und eine breite Leserschaft, die ansprechbar sind für Lektüreempfehlungen, Näherbringungen und Interessantmachungen eines Autors, der schon zu Lebzeiten als ‚anachronistisch‘ und ‚nicht zeitgemäß‘ galt: Nüchtern, indem er als „österreichischer Doderer-Gutfin-

der“ (S. 10) auftritt, der – flapsig und nicht gerade unumwunden, sondern mit allerlei ‚kritischen‘ Vorbehalten – zeigen will, wie man „die Literaturmaschine Doderer [...] zum eigenen Pläsier benutzen kann“ (S. 11), Eva Menasse, indem sie mit schwärmerischer Attitüde Doderer als „Gott der Literatur“ (S. 17) anpreist, dessen Texte „auch den ganz normalen [?!] Leser süchtig machen“ (S. 11) können.

An ein *coffee table book* wird man keine hohen Ansprüche stellen, und die Erwartungen, die ein Titel wie *Kontinent Doderer. Eine Durchquerung* weckt, werden schon in der Einleitung zurückgenommen (S. 11). Neue Pfade und Zugänge oder Perspektiven werden weder bei Nüchtern noch bei Menasse erschlossen, die Routen folgen ausgetretenen Pfaden und Hauptverkehrswegen der Rezeptionsgeschichte. Beide Bücher verweisen hinsichtlich ihres Lese-, Denk- und Schreibstils auf das kommunikative Milieu, aus dem sie kommen und das sie adressieren: Tresen und Stammtisch, *coffee table* und Kaffeehaus. Die kommunikative Situierung beider Publikationen verdeutlicht auch Eigentümlichkeiten und Grenzen des *gesellschaftlichen*, nicht fachlich ausdifferenzierten und spezialisierten Gesprächs über Literatur. Problematisch ist dabei nicht etwa die unbekümmerte ‚Theorielosigkeit‘ – die ja auch idiosynkratisch-unkonventionelle Zugänge, Hinsichten, Lektüren ermöglichen kann –, sondern die Virulenz von ‚Theorien‘, die keine zu sein glauben: Literatur „verlangt und erwartet, sich ihr hinzugeben, was sie dann überreich belohnt: indem sie den Leser entführt in riesige epische Räume und unbekannte Welten, ihn so eine Weile von seinen irdischen Lasten befreiend“ (Menasse, S. 71). Beide Bücher können als symptomatisch betrachtet werden für einen literaturkritischen *common sense*, für Basisannahmen und Selbstverständlichkeiten hinsichtlich dessen, was lesenswert, interessant, relevant, kompatibel, zumutbar ist.

‚Theorie‘ impliziert Distanzierung des *common sense*, eine gewisse Reserviertheit gegenüber den Üblichkeiten, Prämissen, Hintergrundannahmen, Selbstverständlichkeiten des ‚lebensweltlichen‘ Denkens (und Lesens). In diesem weiten Sinne geht es auch Doderer um Theorie der Wirklichkeit, nicht um mimetischen ‚Realismus‘. Er hat Romanschreiben als „Wissenschaft vom Leben“ bezeichnet und praktiziert. Eine Crux der Bücher von Nüchtern und Menasse ist, dass sie Doderer um seine ‚theoretische‘ Dimension verkürzen und dem reflexiven Abgrund, der den Autor von der vorliterarischen Realität – und von der eigenen Person –, trennt, keine Beachtung schenken. Das führt dazu, dass sie das literarische Werk durchgehend mit der Person des Autors, seinen charakterlichen Seltsamkeiten und biographischen Daten (und Imponderabilien) parallelisieren, Arbeit und Spiel der Fiktion unvermittelt auf Parameter der Zeitgeschichte beziehen und dabei an fragwürdigen Vorgaben der überkommenen Einschätzungen orientiert bleiben.

Wenn etwa Eva Menasse schreibt, Doderer „war [!] ein Schrull, ein Kauz, ein wahrlich in mehrerer Hinsicht unsympathischer Zeitgenosse. Aber Doderer ist [!]

ein Gott der Literatur“ (S. 17), markiert der Tempuswechsel einen Ebenen- und Perspektivenwechsel (der zugleich aber kaschiert wird): Vom „Menschen“ – später auch als „ein durchgeknallter Lausbub“ (S. 23) bezeichnet – zum (gleichnamigen) Autor. Entsprechend (allzu-)menschlich sind viele Ausführungen und Bemerkungen, bis hin zu Auskünften über „[s]eine Sexualität, von der er sich meistens gequält und bedrängt fühlte“ (S. 17), seine „sexuellen Phantasien“ (S. 57) und dito „Obsession“. (Bei Nüchtern erfährt man, Doderer habe „sein Sexualleben nicht nur in den Tagebüchern verzeichnet, sondern seine Vorlieben mehr oder weniger eins zu eins ins Werk eingearbeitet“, S. 42).

Ohne eine Überlegung an die Frage der Einheit der Differenz (oder den Zusammenhang und Übergang) von schrulliger Person und ‚göttlichem‘ Werk zu verwenden, führt Menasse literarische Texte auf charakterliche, familiale und seinerzeitliche ‚Grundlagen‘ zurück: „Eine der Hauptanstrengungen seines Lebens scheint gewesen zu sein, den Zorn und die Ressentiments, die in ihm tobten, zu bündeln, indem er sie in Literatur umgoss“ (S. 23). Für Reflexionen über den alchemistischen Prozess des ‚Umgießens‘ oder die ominösen „literarischen Mittel“, mit denen biographische Substrate ‚verarbeitet‘ werden, mag der *coffee table* nicht der richtige Ort sein; aber damit erschöpfen sich die Ausführungen auch in ‚vielsagenden‘¹ Gemeinplätzen: „Vermutlich schrieb Doderer aus denselben Gründen wie die meisten Schriftsteller“ (S. 19); er „schwamm [...] einfach genauso unbedacht mit dem Zeitgeist, wie es die Mehrheit zu allen Zeiten tut“ (S. 47).

Wenn Doderer für die „Kunst des auktorialen, also gottgleichen Erzählens“ (S. 17) gerühmt wird, irritiert nur das etwas blumige Verständnis eines obsoleten narratologischen Begriffs, aber dass Doderers Romane „nichts Geringeres im Sinn haben, als Leben und Gesellschaft in der Totalen zu erzählen“ (S. 21), ist eine eklatante Fehleinschätzung und als Charakterisierung von Doderers hochgradig perspektivisch gebrochener, konstruktivistischer, von massiven Ellipsen und ostentativ-umwegigen Akzentuierungen geprägter Erzählweise schlicht irreführend.

Auch die Auffassung von Literatur als Familien- und Schlüsselroman gehört wohl zur Literaturtheorie des *common sense*: Doderer sei ein „präziser Porträtist seiner Familie“, in *Die Strudlhofstiege* habe er familiale „Muster mit literarischen Mitteln verarbeitet“ (S. 31), „[e]s muss für die Dodererkinder ein unauflösbares Hin und Her gewesen sein ...“ (S. 23) – auch wenn dergleichen Einfühlsamkeit bei vielen Lesern einverständiges Nicken auslösen mag, trägt sie etwas zum Verständnis der „literarischen Mittel“ bei? Von den ‚Zwecken‘ ganz zu schweigen.

¹ „Zweifellos sind die *Merowinger* ein vielsagendes Werk“ – es „wartet noch auf seine gültige Interpretation“ (S. 75, 23/25).

Zu Denkstil und Gesprächsraum des *coffee table* gehört auch die ‚Theorie‘ (oder Redensart), dass Freuden und Leiden des Lebens in der Literatur „festgehalten“ werden: „[D]as Paradiesisch-Idyllische daran [an der Kindheit] hat Doderer auf unnachahmliche Weise in seinen Romanen festgehalten, diese Welt, die noch einmal in allen königlich und kaiserlichen Farben aufglänzte, bevor sie für immer versank“ (S. 37); „[w]ie mit einer Zeitmaschine kann sich der Leser da hinein zurückziehen, in die letzten prächtig-eleganten Jahre des österreichischen Atlantis, des farbenfrohen Multi-Kulti-Habsburgerreichs“ (S. 21). Selten wurde das Stereotyp von Doderer als einem „nostalgischen“ Autor so sehr als Effekt nostalgischer Projektionen deutlich, die mit reduktionistischem, den Oberflächenreizen seiner Romane verhaftetem Lesen einhergehen.

Die alte Autor-Imago, die sich auf dem Hintergrund der zeitgenössischen Rezeption gebildet hat, scheint bis heute unbefangene Lektüren von Doderers Texten zu erschweren, zumindest in Österreich, wo sich zeitgeschichtliche Bezüge aufdrängen und Doderer eine Zeit lang als eine Art Nationalautor oder literarischer „Repräsentant“ gehandelt wurde.² Anstatt diese erste Phase der Rezeptionsgeschichte zu historisieren und sich von ihren Hypothesen und Altlasten zu lösen, schreibt auch Nüchtern ihre hinfälligsten Voraussetzungen weiter: den Kurzschluss von literarischem Werk und Person des Autors, die Reduktion der Texte auf dessen (vermeintliche) ‚Weltanschauung‘, auf politische Ansichten und ein (unterstelltes) literaturpolitisches (und „ideologisches“) „Projekt“ (S. 185). Als wären die „Auffassung[en]“, „Positionen“ und „Fundamente“ (S. 130) des Autors, die dabei den literarischen Texten untergeschoben und vorausgesetzt werden, nicht selbst Ergebnisse von (ziemlich eifertigen, ja schnellschüssigen) Interpretationen, steuern sie deren Lektüre, ja nehmen Interpretation und Einschätzung oft geradezu schon vorweg. Leitend sind dabei kurrente zeitgeschichtliche Relevanzrahmen und volkstümliche Psychologie: „Wie durch Werk und Vita belegt [!], entsprach Doderer eindeutig [!] dem Typus des Cholerikers“ (S. 214). „Unein- und Mehrdeutigkeit“ (S. 89) ist Nüchterns Sache nicht. Mit der Passepartout-Formel „Dies hängt natürlich mit der Biographie des Autors zusammen“ (S. 87), werden irreduzibel-literarische Zusammenhänge, die nicht einfach so „natürlich“ sind, schlicht ab- und ausgeblendet.

Wie bei Menasse lässt sich auch die Optik von Nüchtern an einem nonchalanten Tempuswechsel verdeutlichen: „*Sieht man von den literarischen Qualitäten*

² Die Auskunft, dass Doderer, nachdem er „zu dem Repräsentanten der österreichischen Nachkriegsliteratur avanciert“ war, „das Leben eines quasi offiziell ernannten Staatsdichters führt“ (S. 140), ist irreführend angesichts der bescheidenen Lebensverhältnisse und der zurückgezogenen Lebensweise Doderers (von „Ernennung“ kann wohl keine Rede sein, auch nicht „quasi“); dito die Rede vom „Aufstieg zum Staatsdichter“ (S. 127).

einmal ab, dann *verdankt* [!] sich die Attraktivität der beiden großen Wien-Romane Doderers nicht zuletzt dem Umstand, dass sie sich als Projektionsfläche für die österreichische Nachkriegsidentität hervorragend *eigneten* [!]“ (S. 129; Hervorhebung R. H.). Das mag ja („nicht zuletzt“) so (gewesen?) sein – und Wendelin Schmidt-Dengler hat das mit etwa den gleichen Worten vor etwa 20 Jahren auch schon konstatiert, Frank Trommler mit ähnlichen vor etwa 50 –, aber muss man es auch anno 2016 immer noch wiederholen? Könnte man nicht allmählich, ein halbes Jahrhundert später, andere Bezugsrahmen wählen und aufhören, immer wieder von den „literarischen Qualitäten“ *abzusehen*, also Literatur als Epiphänomen zu betrachten, ableitbar aus ‚menschlichen‘, zeitgeschichtlichen, ideologischen Referenzen?

Für eine Explikation dieser „literarischen Qualitäten“ könnte auch das „Pläsier“ (S. 11) durchaus ein Ausgangspunkt sein. Oder auch Viktor Šklovskijs Konzept der Verfremdung, das Nüchtern kurz anspricht (S. 94f), aber nicht weiterverfolgt. Was bei Šklovskij wahrnehmungstheoretisch begründet ist, wäre ein Ansatz für die Intensität und Prägnanz von Doderers Prosa, aber auch für die erkenntnis- und sprachkritische Dimension von Doderers Poetik, in der „Neues Sehen“ (Šklovskij) auch Neues Lesen (des ‚Lebenstextes‘) bedeutet und damit eine ethische Dimension hat (Apperzeptivität steht bei Doderer für eine Selbstverpflichtung zu Zugänglichkeit und Affizierbarkeit, für eine permanente Selbstrevision des Beobachters, die Voraussetzung für Neues Sprechen und Schreiben ist). Anstatt diese ‚theoretische Geologie‘ des Kontinents Doderer zumindest zu sondieren, kolportiert Nüchtern die alte Mär von Doderers „Sprachgläubigkeit“ (S. 179). Die zählbeige Verzeichnung, Unterschätzung, Verkennung Doderers ist vor allem mangelnder Aufmerksamkeit auf seine Sprache und Sprachreflexion geschuldet: „Von dem Misstrauen in die Erzählbarkeit der Welt und die Darstellbarkeit von Geschichte ist bei Doderer nichts zu spüren, ganz im Gegenteil“ (S. 129). Nun, ganz ohne Spuren geht es auch beim Lesen nicht, aber das Lese- und Empfindungsvermögen wird von massiven Vorerwartungen wie „Misstrauen“ wohl eher beeinträchtigt.

Wenn Nüchtern Doderer schon auf den ersten Seiten seiner „Durchquerung“ als „Minderheitenprogramm“ (S. 10) bezeichnet, fragt es sich, ob der demoskopische Gesichtspunkt ein Argument bei der Einschätzung von Literatur und ihres Rezeptionspotentials ist. Wenn Doderer noch immer nur von Wenigen gelesen wird, dann liegt das auch an dem Bild, das seine bisherigen Leser von ihm vermittelt haben, es heißt nicht, dass er nicht von Vielen gelesen werden könnte oder nicht allen, die an Literatur interessiert sind, zumindest *ein Begriff* sein könnte, ein maßgeblicher Name, eine Bezugsgröße im imaginären Raum der Literaturgeschichte. Für die Aufnahme Doderers in den nicht unkontroversen, unverbindlich-verbindlichen ‚Kanon‘ des Lesenswerten und unbedingt zu Lesen-

den bedarf es einer anderen Autor-Imago, einer anderen ‚Image-Pflege‘, und dazu müsste man ihn neu und anders lesen, aufmerksamer und nicht so perspektivenarm und verharmlosend, mit mehr Irritationsbereitschaft und Courage zu Idiosynkrasien und Unschlüssigkeit; dann würden sich auch neue historische und typologische Bezüge ergeben und Konstellationen mit anderen Autoren, literarischen Traditionen, Kontexten und Problematiken herstellen lassen.